

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuß und Grevenbroich.

Redaction: Jos. Grünau.

Expedition: Neuß, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das St. Quirinusblatt.
Preis pro Quartal in Neuß durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75.
Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pfg. pro Quartal beigegeben.

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem häufigsten Lesepublikum unseres Landes die beste Wirkung. Preis für die 6-spaltige Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Bei größeren Annoncen und längerer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen erheben an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Aufnahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen.

Nr. 189

Dienstag, 22. August 1893. (Timotheus.)

20. Jahrgang.

Antipolitische Zeitläufe.

(Nachdruck unterlag.)

N. Berlin, 20. Aug.

Die redigierten Leute von der „ethischen Gesellschaft“ verdienen etwas Mitleid. Sie sind in Eisenach zusammengewesen, haben eine riesige Reihe von Vorträgen angehört, eine Unmasse von Theorien erörtert und gewaltige Pläne gefasst — aber sie finden kein Echo bei der öffentlichen Meinung. Die Presse hat sich zum Teil mit der üblichen Berichterstattung begnügt, die vielfach auf das kleinste Maß beschränkt war, eine Besprechung der Bewegung findet man kaum, höchstens eine scharfe Kritik in einem christlichen Blatte. Es scheint die Ansicht zu herrschen, daß die „Ethiker“ leeres Stroh dreschen.

Weil sie so unverdorren den klappernden Flegel schwingen, wollen wir ihnen die Ehre einer Erwähnung nicht verweigern. Sie gehören ja auch zum Ganzen — zum fine de siècle, zum Rekrutens des Jahrhunderts.

Gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts machten die Franzosen ihre „große Revolution“, indem sie auf den öffentlichen Plätzen sich gegenseitig umgehauen, die Häse abknüpften und in Parisier Dom die „Göttin der Vernunft“ in Gestalt einer hübschen Schauspielerin anbeteten. Am Ausgang dieses Jahrhunderts ist die Guillotine noch nicht wieder hervorgeholt; sie wartet noch auf den Bebel'schen Kladderadatsch. Die „Göttin der Vernunft“ ist aber wieder da, wenn auch nicht gerade mit einer körperlichen Gestalt, so doch in der Idee, und sie sitzt sogar auf vielen Altären und predigt auf vielen Kanzeln, durch den Mund liberaler Prediger, die als Beamte einer christlichen Kirche die Gottheit Christi leugnen.

Es geht sehr bunt zu beim Rekruten des Jahrhunderts. Auf der einen Seite protestantische Kirchen und schreien auch die dicken jüdischen Bärchen zu diesem Zweck; triumphierend verkündet man, daß wieder so und soviel tausend „Sipplike“ geschaffen sind, ohne sich viel um die gähnende Leere der alten und der neuen Väter zu bekümmern; stolz weist man auf die neuen Kanzen hin, ohne sich dagegen zu sichern, daß sie einem ungläubigen Prediger zur Beute fallen. Auf der andern Seite steht die gottlose Sozialdemokratie, die an nichts glaubt und nichts respektiert, sondern dem größten Selbstzuchtigen

Materialismus verfallen ist. Zwischen diesen Extremen drängt sich nun ein vielgestaltiges Neu-Heidenthum mit Brillen und Glacéhandschuhen. Aus dessen Mitte kommen die krampfhaften Versuche, das „Ideale“ zu retten, ohne dessen Wurzel und Nährboden, die christliche Religion, mit in den Kauf zu nehmen. Herr v. Egidy will eine Religion ohne Glauben schaffen, ein „eigenes Christenthum“, das nur auf schöner Menschlichkeit beruht. Professor Dr. Förster, der unglückliche Gegner der Jüngerzeit, findet in der Egidyschen Bewegung noch zu viel „Göttliches“, er wirft sich auf die ethische Seite und will die Menschen sittlich machen, ohne Religion und zehn Gebote. Herr v. Egidy ist ein Einpänner, der für seine „Idee“ keine Vereinigung oder sonst eine Organisation gründen will. Prof. Förster aber bildet mit Eifer eine „ethische Gesellschaft“ in sehr kunstvoller Einrichtung und veranstaltet einen ethischen Kongress im größtmöglichen Stile mit „internationalen“ Brimborium.

In einer Hinsicht muß man Herrn v. Egidy und den Ethikern Anerkennung zollen. Sie verachten und verschmähen die Maskerade der liberalen Prediger, die sich aus kirchlichen Mitteln bezahlen lassen, den Schein der Zugehörigkeit zur Kirche wahren und mit dem Werkzeug, das ihnen die Kirche liefert, den kirchlichen Glauben untergraben. Jene stellen sich auf ihre eigenen Füße und bekennen ehrlich, daß sie mit der christlichen Offenbarung gebrochen haben.

Dieses offene Bistur ist aber auch das einzige Lobenswerthe an der Richtung der unchristlichen Weltverbesserer. Ihre geräuschvolle Thätigkeit gleicht dem Spiel der Kinder in einem Sandhaufen: die bauen sich auch „Kirchen“ und erheben ein Jubelgeschrei vor ihrem eigenen Werte, bis es in kein Nichts zusammenfällt.

Der Zweck der ethischen Gesellschaft ist, eine religionslose Sittlichkeit für den Hausgebrauch wie für das öffentliche Leben zu schaffen. Prof. Förster und die „gemäßigten“ Genossen bemühen sich nach Möglichkeit, die antireligiösen Zusätze den offenen Kampf gegen die christliche Sittenlehre und Sittenpflege zu vermeiden; aber bei den Debatten bricht immer wieder der entchristliche Zug durch, was ja auch ganz natürlich ist. Denn die „Ethik“ kann nicht zwei Herren dienen; wer nicht für den Willen Gottes als Grundlage der Moral eintritt, der greift das Christenthum in seiner Wurzel an. Wer in der heidnischen Moral erzogen wird, kann nicht im Glauben ein Christ bleiben.

Daß sich Sittenlehre und Glaubenssatz, Moral und Gottesdienst nicht trennen lassen, bezeugte der ethische Kongress selbst, indem er die Notwendigkeit eines Cultus, einer erbaulichen Veranstaltung zur Verherrlichung des „Ideals“, eingehend erörterte. Dieser Cultus soll vornehmlich in Theatern stattfinden. Das ist sehr bezeichnend. Es ist im Grunde derselbe Cultus der Vernunft, den sich die Franzosen in ihrem Revolutionstummel vor hundert Jahren leisteten und aus dem sie bald mit einem argen Kagenjammer erwachten. Die Form dieses Cultus ist natürlich jetzt etwas verfeinert. Man setzt keine ausgestirrte man will doch durch die Comödianten mit ihrer Mimik und Declamation den Pfarrer, durch die Bühne den Altar ersetzen.

Das einzige greifbare Unternehmen, das bis jetzt aus der ethischen Bewegung hervorgegangen, ist der Plan für ein Volkstheater in Berlin, ständiges Theater mit besten Kräften zur Aufzucht des Volkes ethisch wirken sollen. Das erfordert einen Kosten-Aufwand, der aus den billigen Eintrittspreisen, selbst bei steter Füllung der Bänke, nur zu einem kleinen Theil zu decken ist. Millionen sollen eingeschultert werden, um den besseren Theatern, die wir schon haben, eine Schuler-Concurrenz zu bereiten. Aus den Theaterkreisen erhebt sich dann auch schon lebhafter Widerspruch, obgleich die meisten Interessenten sich darauf verlassen, daß diese Geldverschwendung entweder gar nicht zu Stande kommt oder doch halb wegen Erschöpfung der Beute ein Ende nimmt. Ob ein Theater mehr oder weniger pleite geht, kann uns ganz kalt lassen. Ein Volkstheater, das sich ohne tendenziöse Zuthaten auf die Vorführung der besten Erzeugnisse aus sich sogar willkommen verlegt, könnten wir als sich selbst zur Rechtfertigung heiligen, da es einen Theil des Publikums von schlimmen abendlichen Zeitvertreibern zurückhält. Aber wenn man sich einbildet, mit solchen Schauspielen das Volk sittlich erziehen zu können, so müssen wir erstaunt den Kopf schütteln. Weggeworfenes Geld! Die sozialdemokratisch angehauchte Volksmenge fängt schon an viel gepfeffertere Speisen gewohnt. Sie haben ihre „Volkstheater“ unter Parteileitung, die ihm von Zeit zu Zeit ein revolutionär wirkendes Drama verabreichen. Diejenigen „Proletarier“, die sich in eine klassische Vorstellung ver-

irren, würden aus den „ethischen“ Blumen das Gift saugen, das ihren Ideen entspricht; aus dem „Teil“ würden sie z. B. anarchistische Anwendungen ziehen und im „Wallenstein“ oder „Faust“ die Verrottetheit der Sitten und der Zustände im Bourgeois-Staat illustriert finden.

Die „Ethiker“ wissen nicht recht, was sie wollen und sollen. Das zeigt sich nicht bloß in der Theaterfrage, die nicht gerade zu dem „officiellen“ Programm des „Bundes“ gehört, sondern in den ganzen Verhandlungen. Die Leute haben in Eisenach über Alles und noch etwas gesprochen. Sermonen faciant et ab hoc et ab hac et ab illa; ihr Zungenzschlag geht vom Hundertsten ins Tausendste: Freimaurerei, Kunst, Dienstboten, sociale Frage, Kinderheilstätten, ethische Universität, Ethelogeität und Ethelogeitungen usw. — es fehlt kaum eine Frage in den langen Verhandlungen von Eisenach. Alles wurde angeschnitten und nichts zum Auszug gebracht. Es fehlt den Leuten sowohl die Basis als auch der Rahmen. Die Sittlichkeit soll sich aus dem Innern der Menschen entwickeln, ein Seitenblick auf die wirkliche Welt lehrt alsbald, daß auf die innere Entwicklung die äußeren Verhältnisse entscheidend einwirken. Also müssen wir die Lebensbedingungen verbessern, sagen die Ethiker, und damit wird ihr Schiffelein auf das uferlose Meer der Weltverbesserung hinausgetrieben. Sie kommen in Concurrenz mit der Sozialdemokratie und da zeigt sich sofort die Ueberlegenheit der Marx'schen Lehre und der Bebel'schen Agitationen. Die Sozialdemokratie zeigt ihrer Gefolgschaft ein verlockendes Ziel, den Zukunftsstaat, und hat die gewaltige Zugkraft praktischer, materieller Interessen. Was die gelehrten und feinsinnigen Ethiker der Masse bieten, erscheint diesen als Schäumkloße auf der verfallenen Suppe ihres Daseins. Und wenn die Apostel der religionslosen „Ethik“ sich auch in Nachahmung der Sozialdemokratie zu einem „internationalen Bunde“ zusammenthun, sie werden doch nichts Rechtes zu bieten haben. Das Volk urtheilt so: die Sozialdemokratie verheißt uns den Himmel auf Erden, die Kirche den Himmel im Jenseits. Das sind doch Dinge, die einer Prüfung werth sind. Aber ihr ungläubigen Ethiker wollt uns weder ein glückseliges Leben im Jenseits hoffen lassen, noch ein glückseliges Dasein im Diesseits erkämpfen helfen. Mit Komödien, Kunstausstellungen, Wortgeklingel oder freimaurerischem Hocuspocus wollt ihr uns die Noth des Daseins vergessen machen. Das

Gräfin Magdalena.

Von M. du Campfranc.
Mit Autorisation ins Deutsche übertragen von Ph. Freidant.

(Fortsetzung.)

Als Magdalena diesen verhängnisvollen und die Unverwundbarkeit der alten Gräfin beweisenden Brief gelesen hatte, fiel sie ohnmächtig auf das den Fußweg einschneidende dicke Moos des Waldes.

Die Kälte des Bodens und der eifrig wehende Wind brachten sie bald wieder zur Besinnung. Matt öffnete sie ihre Augenlider und sah nach und nach zum Bewußtsein ihrer entsetzlichen Lage, ihres gänzlich Verlassenseins. Mutter und Sohn hatten sich über ihr unglückliches Haupt hinweg die Hände gereicht, versöhnt und betrieben jetzt die Ehescheidung. Entsetzlichkeit! Konnte es wahr, konnte es möglich sein? Eine Ehescheidung... Man gedachte sie davon zu jagen, wie eine Verbrecherin. Sie, die Frau, welche Graf Herbert so tief geliebt hatte.

Sie stürzte sich auf den krausgebogenen Wurzelstängel einer Eiche und flachte wie geistesabwesend ins Leere.

Die vom Winde gejagten dünnen Blätter führten einen Todtentanz um ihr verlorenes Glück auf und der Wind machte Muffel dazu.

Man wollte sie fortjagen... In dem wirren Kopfe Magdalena's spiegelten sich die schönen Tage ihrer jungen Liebe auf Schloß Wergenthal wieder. Sie durchlebte wie im Geiste diese Zeit noch einmal, in der Graf Herbert ihr ewige Liebe und Treue bis in den Tod geschworen hatte.

Und heute? Man gedachte sie wegzuschicken, sie, die ihren Gemahl, den Grafen, mit allen Fasern ihres Herzens liebte... Man schob ihr sogar eigennützige Beweggründe für ihre Liebe unter.

Magdalena rang in unangenehmer Seelenangst die Hände und ihre Thränen stießen unaufhaltsam. Sollte ihr Gatte aus solch erbärmlichen Gründen seine gute Seele wiedergefunden, sollte ihm die Trennung von seiner Frau, der er Treue bis in den Tod gelobt, Anlaß zur Freude gegeben haben?

Ihre Widersacherin, die alte Gräfin, hatte sich ihrem Sohne genähert und seine Gattin in der größten Weise verläumdelt. Das Gift dieser Verleumdung hatte langsam, aber sicher gewirkt. Ja, sie verstand es, die alte stolze Frau, wie dem Felsen und der Liebe ihres Sohnes beizukommen war. Die Intrigue, den Gatten von ihrer Seite zu reißen, den Vater dem Sohne zu entreißen, war sein angelegtes Ziel.

Um die Mundwinkel der jungen unglücklichen Frau spielte ein bitteres Lächeln der Enttäuschung, der Entgegnung. Ihre Thränen hörten zu fließen auf. Sie lenkte nachdenklich ihr schmerzliches Haupt. Sie hatte Unrecht gehabt, ihre erbitterte Gegnerin zu verachten. Immer hätte sie, so warf sich Magdalena vor, auf der Waise stehen müssen, um durch hingebende Liebe und Jählichkeit den Wille ihres Gatten gegen seine selbstsüchtige und stolze Mutter zu verteidigen. Sie hatte in dieser Hinsicht gefehlt; sie war nicht geküßt genug gewesen. Einfache hingebende Liebe mußte in diesem ungleichen Kampfe erliegen.

Plötzlich erhellte sich ihr Antlitz. Sie blinnte entschlossen auf und ballte die Hände.

„Ich werde mich verteidigen, ich lasse mich nicht hinausjagen“, sagte sie in plötzlichem Entschlusse. „Auf meiner Seite steht das Recht.“

Ein bitteres Lächeln kränzte nach diesem plötzlichen Aufwallen, nach diesem energischen Versuche, ihr Recht als Gattin und Mutter zu wahren, ihre Lippen.

„Nein“, sagte sie zu sich, „jeder Widerstand ist vergeblich. Die Ehescheidung ist gesetzlich so leicht gemacht — es bedarf ja nur der Versicherung unüberwindlicher Abneigung.“

Sie sank in tieferer Trauer zusammen und weinte wieder bitterlich.

„Nein, ich werde mich nicht verteidigen, ich werde meinen Einspruch gegen eine Scheidung erheben... Mein Stolz und meine Ehre gestatten dies nicht.“

„Ich werde mit meinem Kinde in die selbstgewählte Verbannung gehen... Fort will ich... Und doch liebe ich ihn, den Treulosen.“

Magdalena rang von Neuem die Hände und murmelte leise vor sich hin:

„Nur rasch fort von hier... sehr weit und für immer. Ich will ihn nie mehr wieder sehen... Nie mehr, denn er hat meine Liebe verachtet!“

Waldesriesen begleiteten ihn mit ihrem geheimnißvollen Rauschen. Die Heimathlose, Arme lauchte dieser geistigen, trostlosen Wälder, die so recht zu ihrer Stimmung paßte.

10. Kapitel. Die Nacht.

Magdalena verbrachte den Rest des Tages in einer todessähnlichen Erstarrung. Sie war fest entschlossen, das Band, das sie mit dem Grafen Heribert verknüpfte, freiwillig und vor seiner Rückkehr zu lösen. Sie hatte nicht Zeit, erst eine Ehescheidungsanzeige abzuwarten. Sie wollte ohne jedes Aufsehen abreißen. Niemand sollte ihren hoffnungslosen Kummer erblicken. Alles wollte sie im Stillen tragen. Niemand sollte sich ihres Unglücks, ihrer Schmach freuen.

Möglichst kam ihr ein ernstes Gedanke.

„Du bist Katholik und Deine Religion verbietet Dir, in eine Scheidung einzuwilligen... Streite, kämpfe für die Pflicht. Mit trockenen Augen und glühenden Lippen wiederlegte sie ihre besseren Gefühle.“

„Ich werde morgen schon abreißen“, sagte sie sich. „Er darf mich hier nicht mehr antreffen. Soll ich mich erst beleidigen lassen? Das wäre feig und würde mir das Herz zerschneiden.“

Den andern Morgen erhob sich Magdalena fieberhaft erregt und entschlossener wie Tags zuvor. Sie gedachte das Jagdschloß Hohenbrunn noch am Abend zu verlassen. Von den Banketts und Goldstücken der alten Gräfin würde sie nichts mitnehmen, wohl aber ihre Juwelen, denn nicht alle ihre Edelsteine wurden veräußert, um die Gläubiger des Grafen Herbert zu befriedigen. Magdalena hatte zwar freiwillig alle Brillanten und anderen Juwelen ihrem Gemahl zur Verfügung gestellt, doch nahm er das Opfer nicht an. Er sollte damals: „Du bist feig, du bist ja Dein und ich bin Dein.“

Jetzt kamen ihr diese Steine sehr zu Hatten, um sie in ihrem Heimathlande, in Frankreich, wohin sie sich zurückziehen gedachte, vor Mangel zu bewahren, ihr eine neue Existenz zu ermöglichen.

Nachmals erwachte die Stimme ihres Gewissens. „Nicht so“, sagte es, „lasse Dich auf keine Scheidung ein, bleibe bei Deinem Gatten. Begrüße ihn bei seiner Rückkehr mit alter Liebe und Jählichkeit, und Alles wird wieder gut werden.“

Er bestigt ein gutes Pferd... Er hat Dich so sehr geliebt... Er liebt Dich wahrscheinlich noch... Sie schüttelte den Kopf.

Aber Magdalena hörte nicht auf die Stimme des Gewissens. Mit zusammengezogenen Brauen, finsternen Blicken und fieberhaft gerötheten Wangen stand sie nachdenklich und zum Gegenheil entschlossen da.

„Ich will unabhängig sein“, sagte sie trotzig und voll Auflehnung gegen die Gebote ihrer Kirche, „ich bin es müde, mich gängeln zu lassen. Ich bin meines Gatten überdrüssig.“

Ueberdrüssig des Gatten! Dabei liebte sie ihn doch noch so innig, wie die bittren Thränen, die sie gefahren in ihrem tiefsten Schmerz so reichlich vergoß, nur zu deutlich bewiesen. Der Stolz trug den Sieg wie über ihre Liebe, so über die Gebote der Kirche davon.

Sie packte in die großen mit Eisen und Kupfer beschlagenen Koffer die Kleider und Leibwäsche ihres Sohnes sowohl als auch alles, was ihr persönlich gehörte. Nachdem dies geschehen, legte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb an ihren Gatten folgende Zeilen:

„Brann, den 23. Dezember 18... Mein Herr! Bei Ihrer Rückkehr werden Sie mich nicht mehr antreffen. Mögen Ihre Hoffnungen auf künftiges Glück in Erfüllung gehen. Handeln Sie nach den Geheßen Ihres Vandes. Dieselben gestatten die Ehescheidung. Lassen Sie diese aussprechen, dann sind wir, solange wir leben, geschieden und getrennt.“

Magdalena. Nachdem dieser kurze, aber inhaltsschwere Brief vollendet war, stürzte sie sich auf die Kante des Tisches, vergoß ihr Gesicht in ihre Hände und weinte. Sie war besiegt von ihrer Liebe. Sie trachtete aber rasch ihre Thränen, denn im benachbarten Zimmer vernahm sie die Stimme des kleinen Heinrich. Derselbe sprach mit seiner Turteltaube und sang ihr ein Liedchen vor.

„Armer Vögel“, murmelte sie, „er singt, während ich blutige Thränen weinen möchte. Er wird aber glücklich bei mir leben. Ich werde ihm Vater und Mutter sein. Er wird hier doch nicht gelbst, über seiner Großmutter zu wenig in Schutz genommen, er liebt seinen Sohn nicht.“

Sie erhob ihre Augen und blickte zum Himmel. Der Sturm von gestern hatte sich gelegt und die Winter-Sonne verwandelte die an den Bäumen hängenden Eiszubeln in ebensoviele Brillanten vom reinsten Wasser.

(Fortf. folgt.)

*** Dortmund.** benunglück ereignete sich am 1. d. M. durch einen Feuerstich. Die Ursache ist noch nicht bekannt worden. Die Feuer brannte über die ganze Stadt und zerstörte viele Häuser. Davon sind noch in der Stadt so viele, die die Leichen der Verstorbenen in der Kammer der Stadt sind zu Tage gekommen.

Scheblot und Boden **A M. 175 per Meter.**
Belour und Sammgarn **„ 235 per Meter,**
n abseilfertig cm. 140 cm breit, versehen in einzelnen Metern direct an
 Heermann
Erstes Deutsches Tuchveredlungsbüro **Oettinger & Co.,**
Frankfurt a. M., Robert-Dapfel.
Wuster bereitwillig franco ins Haus.

Ne

Redaction: Hof. &

Die Kunst der

Nr. 190.

**Ueber die
des Handwerks" und
Zehrlingswesen**

hat der preussische
Gewerbe einen Erlaß
gerichtet, den der
publicirt. Da die bet
reichsgesetzlich zu
offenbar Preussen zu
erforderlichen Inform
Ministerial-Erlaß umfo
nahe sieben Spalten un
Zeit gestatten und
heute zu bringen. De
das Nothwendigste erse
Ministerium für s
Ber
Euerer Exzellenz lasse
Exemplare von
A. Vorschläge für die

F. Vorschläge für die
im Handwerk, nebst Erläuterungen
achtlichen Verheerung zugehen.
Die Vorschläge stellen
vorläufiger Ermägenungen
sich nur die Grundlage
geben, bei denen die
die von der Öffentlichkeit
würdig und berücksichtigte
Verheerung wird sich auf
führbarkeit der Vorschläge
haben; ich wünsche jedoch,
drücklich beantwortet zu
1. Erstgibt die zur
gegenüber den Großvertriebe
zutreffend? (A. Ziffer II.)
2. In welcher Weise
Fachgenossenschaften bemessen
kann hierbei die Höhe der
Arbeiter oder der Umfang
einen Maßstab abgeben? (A.
3. In welchem Verhältnis
glieder des Geschäftsaußen
glieder des Vorlandes
(A. Ziffer XVII.)
4. Wer soll die Kosten der
Ist es unbedenklich, bei der
und der Schwierigkeit der
der Fachgenossenschaften zu
es angängig, den Arbeitge
sichtigt aufzulegen und
einzuräumen? (A. Ziffer X
5. In welchem Verhältnis
treter der Geschäftsaußen

Gräfin M Von M. du
Mit Autorisation ins
von Ph. v.
21) (Fortf.)

Sie vergegenwärtigte sich
der Hubert theilnahm. Sie
Höfthörer, den Knall der
der Reute. Sie erblickte ih
nachjagte und ihn voll Leben
Und dieser stolze Edelmann
hatte ihr Treue bis in den
Sie lächelte bitter.
Sechs Jahre sind verfloß
geleistet, und schon hatte sein
die ihm sich mit allen Föhrern
gegeben. Herbert wird sie
Magdalena wird er die reich
vielleicht eine andere lieben.
Dann legte Magdalena in
tisch ihres Gemahls und war
gebrochen in einen Hauteuil,
zes Leben seit ihrer Verzeiher
Auge vorübergehen zu lassen.
waren es, welche sie erblickte.
Wöglich erhob sie sich m
zur Abreise fertig. Sie
sollte sie ihre Selbstqualer
einer Stube vom Alles entle
Sie begab sich zu ihrem

bittet schlug er die kleinen Hände
 theilung, daß er mit auf die Waise
 ihn. Der kleine Heinrich konnte
 möglichen Wünschen nahe und
 Turkeltaube mitnehmen zu dem
 Lange betrachtete Magdalene
 Wie blei und abgesehrt sah er
 eine kleine Hoffnung, ihm am
 er kräftiger gewesen wäre, so
 Vaters einmal hätte angetreten
 eine Witwin für die Rechte il-
 lührigen eingetretet sein. Für
 den lohnte es nicht und für si-
 kämpfen.